

KLAUS-DIETER WEBER

Weg da
mit dem
Kind

Erlebnisse eines
Missionsarztes
in Pakistan

Daniel

1. Auflage 2022

© Daniel-Verlag

Gewerbegebiet 7, 17279 Lychen

www.daniel-verlag.de

Satz: Julia Klaewer

Umschlag: Lucian Binder, Marienheide

Druck und Bindung: Adverts, Lettland

Lektorat: Marisa Wiens, Dr. Detlef Blöcher

ISBN 978-3-945515-69-3

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
Prolog	6
Weg da mit dem Kind	8
Eine belastete Schwangerschaft	11
Überraschender Ausgang	14
Zwillinge	17
Jemand spinnt die Fäden	25
Ziemlich schmerzhaft	29
Von Knall auf Fall	33
Muss das denn alles sein?	38
Fast angekommen	41
Zugeständnis der Taliban	45
Ganz angekommen	50
Der schnöde Mammon	57
Unser täglich Brot	61
Gefährliches Pflaster	70
Iqbal mit der verbrannten Hand	76
Der kleine Adeel	80
Besucher	84
Arztkollegen	92
150 Jahre alt	100
Freie Zeit	106
Alle reden vom Wetter	113
Gründlich schief gelaufen	117
Christen sind auch nur Menschen	123
Verrat!	129
Ein doppeltes Abschiedsgeschenk	133
Wie geht es weiter?	140
Epilog	142

Dies ist ein authentischer Lebensbericht.
Nichts ist hinzugedichtet oder frei erfunden.
Aus Sicherheitsgründen sind allerdings **sämtliche Namen geändert** worden.

Alle mit einem Sternchen * versehenen Begriffe sind im Anhang erläutert.

Alle Bibelstellen sind nach der Elberfelder Übersetzung (CSV Hückeswagen) zitiert, wenn nicht anders angegeben.

Vorwort

Geschichte, sei es Weltgeschichte, Missionsgeschichte oder die Biographie eines Menschen, setzt sich zusammen aus unzähligen Erlebnissen und Begegnungen mit Menschen.

Dr. Klaus nimmt uns mit seiner unvergleichlichen Erzählgabe in die Geschichte und Geschichten eines spannenden Lebens hinein. Dabei gelingt es ihm zu zeigen, dass diese vielen einzelnen Ereignisse – von pränatal bis zum erfahrenen Chirurgen – so von der liebenden Phantasie Gottes geprägt sind, dass ein faszinierendes Bild eines Buches entsteht, das mit unsichtbarer Feder von Gott geschrieben ist.

Nicht nur Leser mit Interesse an Medizin oder Mission werden bei diesem Buch auf ihre Kosten kommen, sondern jeder, der sich in den Wirrungen seines Lebens manchmal fragt: „Gott, was soll das?“

Günther Beck,
Missionsleiter der Deutschen Missions-
gemeinschaft, Sinsheim

Mit Gott wollen wir Mächtiges tun!

PSALM 60,14A

Prolog

Ganz, ganz weit entfernt dringt ein Geräusch an mein Ohr. Ich will es abschütteln, aber es wird unerbittlich lauter und lauter. Aus den tiefsten Träumen heraus muss ich erkennen: Das ist schon wieder das Telefon, Schluss mit Schlafen. Den ersten Impuls, das Telefon an die Wand zu schmeißen, kann ich noch unterdrücken. Schließlich muss ich erst aus dem Moskitonetz krabbeln, um den Hörer abzunehmen. Dann aber bin ich wach genug, um mit Gelassenheit der Realität zu begegnen. Es ist zwei Uhr in der Frühe.

Der Kreißsaal ruft an.

„Fetal distress*“ ist die Diagnose. Bei einer Geburt geht es nicht vorwärts. Die Herzfrequenz des Kindes ist unter eine bedrohliche Marke gesunken. Wenn nicht sofort ein Kaiserschnitt gemacht wird, wird es nicht überleben.

Alles muss nun im Zeitraffer geschehen. Ankleiden, zum Krankenhaus laufen, kurzer Ultraschall. Die Mutter ist nicht in der Lage, die 20 Meter vom Kreißsaal in den OP zu laufen, eine Trage zu holen ist zu zeitaufwendig. Auf meinen Händen trage ich sie in den OP, lege sie auf dem OP-Tisch ab. Händedesinfektion im Vorbeigehen, OP-Kittel und Handschuhe werden in Sekundenschnelle übergestreift, wäh-

rend die Spinalanästhesie* gesetzt und der Bauch desinfiziert wird. Noch während die Anästhesieschwester mit der Patientin betet, beginne ich die Operation. Im Eiltempo werden die einzelnen Schritte durchlaufen, und nach kurzer Zeit halte ich das Kind in den Händen. Alle sind gespannt: Hat das Kind überlebt?

Ja, das Kind bewegt sich, und nach einigen spannenden Augenblicken tut es seinen ersten Atemzug. Spürbares Aufatmen im nächtlichen OP: Die Eile hat sich gelohnt.

Dies ist eine von vielen Begebenheiten, die man als Missionsarzt erlebt. Dieses Buch nimmt uns hinein in eine uns fremde Welt mit unglaublichen menschlichen und medizinischen Herausforderungen. Es ist aber kein Arztroman, geschweige denn ein medizinisches Fachbuch, sondern ein authentischer Lebensbericht.

Es ist ein Bericht darüber, wie Gott Menschen dafür vorbereitet und befähigt, die Botschaft seiner Liebe auch in Gegenden zu tragen, die schwierig zu erreichen sind. Nichts in diesem Buch ist frei erfunden oder hinzugedichtet, lediglich die Namen sind geändert worden. Es soll auch nichts beschönigt werden. Das Klischee von einem Missionsfeld, auf dem es keine menschlichen und geistlichen Schwierigkeiten gibt, wird nicht genährt. Deshalb wird auch freimütig von Schwierigkeiten und Misserfolgen berichtet.

Dennoch soll dieses Buch Mut machen: Mut, Gott auch und gerade in schwierigen Lagen bedingungslos zu vertrauen. Mut, die eigenen Fähigkeiten in den Dienst für Gott zu stellen. Mut, Mission zu einem zentralen persönlichen Anliegen zu machen. Mut, freudig mitzumachen, gleichgültig, ob als Beter hinter den Kulissen oder als Frontkämpfer vor Ort.

Kann es losgehen?



Ja, mit ewiger Liebe
habe ich dich geliebt,
darum habe ich dir
fortdauern lassen meine Güte.

JEREMIA 31,3

Weg da mit dem Kind

„Weg da mit dem Kind!“

Durchdringend schallt der Befehl aus dem Mund des Arztes am anderen Ende des Kreißsaals durch den Raum. Die Mutter hat aufgeschrien, als die Hebamme ihr das Neugeborene auf den Bauch gelegt hat. Es ist blauschwarz angelaufen, offensichtlich leidet es unter einem erheblichen Sauerstoffmangel.

„Weg da mit dem Kind!“ Das sind die ersten Worte, die das neugeborene Baby in seinem Leben zu hören bekommt. Zum Glück kann der

kleine Junge die Worte noch nicht verstehen und auf sich beziehen, sonst würde es um sein Selbstbewusstsein schlecht bestellt sein. Es ist jedoch niemand anders gemeint. Die Mutter soll es in diesem Zustand nicht sehen.

Das Kind wird medizinisch versorgt – und überlebt. Denn Gott hat einen bestimmten Plan für sein Leben. So geschehen in einer Industriestadt im Ruhrgebiet in den 50-er Jahren des vergangenen Jahrhunderts.

„Weg da mit dem Kind!“ denkt sich über ein halbes Jahrhundert später eine verzweifelte Frau in einem erzkonservativen Gebiet in Pakistan, deren Tochter in einem kleinen christlichen Krankenhaus gerade ein uneheliches Kind zur Welt gebracht hat. In der herrschenden Schamkultur ist die Familienehre durch dieses Ereignis unweigerlich in den Schmutz gezogen. Eben hat sie von den Hebammen das gesunde neugeborene Mädchen übergeben bekommen. Weil sie den Frauenbereich verlassen hat, zieht sie sich die Burka* über, mit dem Kind im Arm. Sie kommt um eine Ecke und schaut vorsichtig um sich. Sie wähnt sich alleine. Sie weiß sich nicht anders zu helfen: Unter der Burka umfassen ihre Hände den Hals des Kindes und drücken zu.

Aber auch dieses Kind überlebt. Eine Ammah* kommt von der anderen Seite, sieht die verzweifelte Frau und geht auf sie zu. Die ist nun völlig am Ende. Auch in Pakistan wird Kindesmord schwer bestraft – wenn er denn vor Gericht kommt. Sie lässt das Kind fallen, nimmt die Beine in die Hand und verschwindet auf Nimmerwiedersehen.

Ammahs sind im Krankenhaus sozusagen „Mädchen für alles“. Sie helfen den Schwestern, machen sauber, begleiten Patienten zu Untersuchungen und Behandlungen. Sie rekrutieren sich meist aus älteren Frauen, wobei „älter“ in unserer Gegend ein Alter von mehr als dreißig Jahren bedeutet. Die meisten können nicht lesen und schreiben, sprechen aber zwei Sprachen: Urdu* und Paschtu*. Weil der Großteil der Patientinnen nur Paschtu spricht, die offizielle Sprache im Krankenhaus aber Urdu ist, fungieren die Ammahs auch als Übersetzerinnen.

Die Ammah hebt das Kind auf, weiß auch nicht, was sie im Augenblick mit ihm anfangen soll, bringt es dann aber in das naheliegende Verwaltungsgebäude und legt es dem Verwaltungschef auf den Schreibtisch.

Das kleine Mädchen wird der Liebling des ganzen Krankenhauses. Wir nennen es „Peari“, was „wertvoll und geliebt“ bedeutet. Es entwickelt sich prächtig. Alle sind traurig, als wir uns wieder von ihm trennen müssen: Wir haben eine christliche Familie gefunden, die Peari adoptiert und weit genug entfernt wohnt. In dieser Kultur ist es wichtig, dass die Herkunft des Kindes nicht bekannt wird.

„Wir“ – das sind die Mitarbeiter unseres Krankenhauses. Übrigens: Der kleine Junge vom Anfang dieses Kapitels bin ich selbst. Ich bin Missionsarzt geworden und arbeite seit vielen Jahren in diesem kleinen Missionskrankenhaus im Westen Pakistans, nahe der afghanischen Grenze.



Deine Augen sahen mich,
als ich noch nicht bereit war,
und alle Tage waren in dein Buch geschrieben,
die noch werden sollten
und von denen keiner da war.

PSALM 139,16 (NACH LUTHER 1984)

Eine belastete Schwangerschaft

Schon wieder passiert! Die Arbeiter an einer Baustelle in einer Großstadt im Ruhrgebiet holen schnell die Schubkarre. Die junge schwangere Frau aus dem Haus gegenüber ist schon wieder nach ein paar Schritten zusammengeklappt. Wie vor ein paar Tagen. Dabei hatte sie doch versprochen, sich zu schonen und nicht alleine einkaufen zu gehen! Mit der Schubkarre wird sie zu dem Haus zurückgefahren, in dem sie zusammen mit ihrem jungen Ehemann wohnt. Dort leben auch ihre Eltern und Geschwister. Die Wohnungen sind auch zehn Jahre nach Kriegsende immer noch knapp. Sechs Personen teilen sich die kleine 2½-Zimmer-Wohnung schon seit über zwei Jahren.

Das früher unbedeutende kleine Dorf ist nun eine Industriestadt mitten im Ruhrgebiet, durch den Bergbau zu einer Großstadt geworden mit zeitweise fast einer halben Million Einwohnern. Im zweiten Weltkrieg wurde ein großer Teil der Gebäude durch Bombenangriffe zerstört. Die Nachkriegsjahre sind geprägt durch die wiederaufblühende Wirtschaft und eine enorme Wohnungsnot. Überall wird gebaut.

Die Frau in der Schubkarre ist meine Mutter. Ein Jahr zuvor hatte sie ihr erstes Kind geboren. Die Freude über das kleine Mädchen hielt jedoch nicht lange an. Das Kind war mit einer Spina bifida* geboren. Heute gibt es ausgezeichnete Behandlungsmöglichkeiten mit hervorragenden Ergebnissen, damals gab es sie aber noch nicht. Und so starb meine Schwester im Alter von zwei Tagen, wahrscheinlich bedingt durch eine aufsteigende Infektion.

Bei der jetzigen Schwangerschaft beobachtet meine Mutter, dass ihr Bauchumfang unverhältnismäßig schnell zunimmt. Das kann an einer vermehrten Fruchtwasserbildung liegen, wie sie häufig parallel zu Fehlbildungen des Kindes vorkommt. Das gibt meiner Mutter natürlich Anlass zu großer Sorge. Eine andere Ursache ist auch noch denkbar: „Bekomme ich etwa Zwillinge“, denkt sie und lässt sich untersuchen. Es gibt ja noch keine Ultraschallgeräte, die Ärzte verlassen sich auf ihr Gehör und versuchen, die kindlichen Herztöne zu beurteilen. Der Arzt gibt meiner Mutter Entwarnung: „Nein, Frau Weber, Sie bekommen keine Zwillinge, sondern nur ein ziemlich großes Kind.“

In dieser Zeit sind die Schrecken des Krieges noch nicht vergessen, besonders im Ruhrgebiet, wo die Menschen oft nächtelang in Bunkern und Kellern aushalten mussten. Wie viel Angst hatten sie ausgestanden, wie viele Gebete waren wohl zum Himmel aufgestiegen, wie viele liebe Angehörige waren betrauert worden! Das Bewusstsein der eigenen Vergänglichkeit ist noch gegenwärtig und lässt die Menschen

nach der Ewigkeit fragen. Die Kirchen sind voller als heute, die Herzen offener für die Botschaft von einem liebenden Gott, der eine Perspektive für die Zukunft bereithält. Dieser Gott hat seinen Sohn Jesus Christus in die Welt gesandt, der die Schuld der Menschen sühnte, sogar die Verbrechen aus der Nazizeit.

John Thiessen, ein wortgewaltiger Indonesienmissionar, ist auf einer Vortragsreise in Deutschland. Wo er spricht, sind die Säle voll. Auch in unsere Stadt kommt er. Im größten verfügbaren Saal finden über tausend Menschen Platz. Der Andrang ist so groß, dass eine halbe Stunde vor Veranstaltungsbeginn niemand mehr hineinkommen kann.

Meine Mutter hat sich einen Platz im Saal ergattert. Von der Predigt hat sie nicht viel behalten, wohl aber von dem, was nachher kam.

Am Ende der Veranstaltung bietet der Prediger nämlich an, öffentlich auf der Bühne für Menschen zu beten, die in Not sind. Meine Mutter fasst sich ein Herz und meldet sich. Der Prediger holt sie nach vorne und betet inbrünstig für Mutter und Kind – mit einer gewaltigen Zuschauerzahl als Zeugen. Seltsamerweise beendet er das Gebet mit den Worten „...und Herr, schenke ihr doppelten Segen!“

Nun gibt es in der Bibel eine Geschichte, an die meine Mutter bei diesem Gebet sofort denkt: Der Prophet Elia fragt kurz vor seiner Himmelfahrt seinen Nachfolger Elisa, was er sich von ihm wünsche. Elisa erbittet sich einen doppelten Anteil von dem Geist Elias (2. Könige 2,9). Meine Mutter bezieht das Gebet auf diese Begebenheit.

Einige Jahre später kommt John Thiessen erneut nach Gelsenkirchen. Er erkundigt sich: „Beim letzten Mal habe ich für eine junge schwangere Mutter um Zwillinge gebetet. Hat sie ihre Zwillinge bekommen?“

Der „doppelte Segen“ ist der Schreiber dieses Buches.



Aus meiner Mutter Leib zogst du mich hervor;
von dir ist stets mein Lobgesang.

PSALM 71,6

Überraschender Ausgang

Aber diese Einzelheiten werden erst viel später bekannt. Jetzt verlässt man sich auf die Diagnose des Arztes, der meine Mutter untersucht hat: Ein großes Kind ist zu erwarten.

Das Ende der Schwangerschaft naht. Meiner Mutter geht es nicht gut, weder körperlich noch psychisch. Die Frage, ob auch dieses Kind behindert zur Welt kommen würde, ist ungeheuer belastend. Als schließlich vier Wochen zu früh die Wehen einsetzen, ist meine Mutter zudem alleine mit ihrem jüngsten Bruder, damals vierzehn Jahre alt. Mein Vater ist nicht zu Hause. Er ist Straßenbahnfahrer und hat einen strengen Dienstplan. Er kann nicht einfach wegbleiben. So begleitet mein jugendlicher Onkel meine Mutter ins Krankenhaus und erntet dafür verstohlene missbilligende Blicke.

Das Kind jedoch lässt auf sich warten. Die Wehen werden stärker und häufiger, aber mit der Geburt geht es nicht weiter. Die Nacht vergeht unter Schmerzen, und auch am nächsten Morgen tut sich nichts. Als es bis zum Mittag trotz starker Wehen nicht vorwärtsgeht, destabilisiert sich der psychische Zustand der jungen Mutter. Sie schreit vor Schmerzen und will niemanden mehr an sich heranlassen. Die Hebammen können sie kaum beruhigen. Sie will nur noch sterben. Aber das Kind kommt immer noch nicht.

Die Ärzte wollen die Ursache für das Geburtshindernis wissen. Sie ordnen eine Röntgenaufnahme an. Die Indikation*, Schwangere zu röntgen, wird damals noch nicht so eng gestellt. Auf dem Röntgenbild ist tatsächlich nur ein Kind zu sehen! Es ist garnicht so groß wie vorhergesagt. Und so wartet man weiter ab, während es meiner Mutter immer schlechter geht. Die Wehen lassen nicht nach, aber das Kind kommt nicht. Die Hebammen geben ihr Bestes, meine Mutter zu beruhigen.

Und endlich, am späten Nachmittag nach fast 24-stündiger Wehentätigkeit, kommt es zur Geburt. Zu allem Unglück erscheint das Kind in Beckenendlage*, was die Sache noch einmal erschwert. Doch schließlich erblickt ein zwar kleines, aber gesundes Kind das Licht der Welt und schreit kräftig. Die Hebamme durchtrennt die Nabelschnur und wartet auf die Plazenta*.

Aber die kommt nicht. Und auch die Wehen lassen nicht nach. Ging es meiner Mutter vorher schon schlecht, so wird die Lage jetzt unerträglich, auch für das Personal. Der Arzt sieht sich gezwungen, meiner Mutter Morphin zu geben. Weil das zu schweren Atemproblemen beim Neugeborenen führen kann, wird es, wenn nötig, nur nach der Entbindung eingesetzt. Aber das Kind war ja schon da!

Die Spritze versetzt meine Mutter in einen narkoseähnlichen Zustand. Trotzdem gehen die Wehen weiter. Liegt es an der noch nicht

ausgestoßenen Plazenta? Eine Stunde vergeht, in der nichts geschieht. Als nach einer weiteren Stunde die Situation unverändert ist, wird der Arzt schließlich misstrauisch. Sollte doch ein zweites Kind vorhanden sein? Und richtig, eine zweite Fruchtblase wölbt sich vor! Sie wird gesprengt, und zum Vorschein kommen zwei kleine Füße. An welchen man mich in diese Welt hineinzieht und meiner Mutter auf den Bauch legt.

Meine Mutter wird aus ihrer Morphin-Umnebelung wach und sieht ein zyanotisches* Kind auf ihrem Bauch. Sie schreit auf. „Weg da mit dem Kind“, ruft der Doktor ...



Siehe, ein Erbteil des HERRN sind Söhne,
eine Belohnung die Leibesfrucht.

PSALM 127,3

Zwillinge

Machen wir wieder einen Zeitsprung und landen über fünfzig Jahre später in unserem kleinen Krankenhaus in Pakistan.

Ein Zwilling berichtet:

„Mein Name ist Zubair – oder vielleicht doch nicht? Jedenfalls möchte ich, dass meine Eltern mich so nennen. Denn bisher habe ich noch keinen Namen. Im Augenblick befinde ich mich nämlich noch in der Gebärmutter meiner Mama. Aber ich habe das Gefühl, dass ich dieses enge Gefängnis bald verlassen kann. Draußen redet man davon, dass die Geburt bevorsteht. Viele Leute meinen, ich könne doch gar nichts hören hier drinnen. Aber das ist nicht wahr. Ich kann sogar sehen, wenn auch nur hell und dunkel unterscheiden. So weiß

ich genau, wann meine Mama im Bett unter der Decke liegt und wann es Tag ist. Fühlen kann ich auch, natürlich! Und was ich fühle? Dass ich nicht allein hier drinnen bin! Meine Zwillingsschwester ist auch noch da. Eigentlich ist sie ja ganz okay, aber weil sie größer und stärker ist als ich, nimmt sie mir alles weg. Ihre Verbindung zum Mutterkuchen muss viel besser sein als meine, denn sie ist schneller gewachsen als ich.

Oh, was ist das denn? Irgendetwas presst uns beide zusammen. Das passt mir aber gar nicht. Meine Fruchtblase ist sowieso schon leck, ich merke, wie ich mich immer schlechter bewegen kann. Ah, zum Glück lässt der Druck wieder etwas nach. Wo war ich stehengeblieben? Ach ja, bei meiner Schwester. Sie liegt mit dem Kopf nach unten, ich genau umgekehrt. Also wird sie auch als Erste geboren. Das ist ungerecht! Schließlich bin ich ein Junge. Ich muss mir etwas einfallen lassen. Aua, der Druck nimmt schon wieder zu! Lange halte ich das nicht aus. Mir wird ganz schwindelig. Patsch! Irgendetwas ist geplatzt, das kann nur meine Fruchtblase sein. Denn von einem Moment zum anderen kann ich mich kaum noch bewegen, und etwas zieht meinen Fuß nach unten. – Der Druck lässt wieder nach, zum Glück. Das mit dem Fuß ist vielleicht gar nicht so schlimm. Wenn ich ihn noch ein bisschen weiter nach unten schiebe, kann ich vielleicht meiner Schwester den Weg versperren, damit sie mich zuerst herauslässt. Genau! Ich schiebe meinen Fuß an ihrem Kopf vorbei, und jetzt – was für ein seltsames Gefühl! – wird mein Fuß kalt! Und ich höre die Erwachsenen schreien, etwas von „Vorfall“ oder so. Irgendwie wird es jetzt hektisch. Sie reden von einer Operation, was immer auch damit gemeint ist. Meine Mama scheint das nicht zu wollen, sie schreit die Leute an. Alle reden auf sie ein, aber sie bleibt standhaft. Schließlich höre ich eine Männerstimme. Ein Dr. Klaus sagt meiner Mutter, dass Lebensgefahr besteht. Habe ich doch etwas falsch gemacht? Ich wollte doch bloß der Erste sein! Und jetzt müssen wir beide hier ersticken, weil ich meinen Fuß nicht mehr zurückziehen

kann und meine Schwester ebenfalls nicht mehr weiterkommt? Was mache ich bloß? Meine Mutter weigert sich noch immer. Der Doktor wird laut und verlangt, meinen Papa zu sprechen. Hoffentlich ist er in der Nähe! Tatsächlich, da höre ich seine Stimme. Er lässt sich die Situation erklären, aber auch er meint wohl, es ginge ohne Operation. Er redet davon, dass er nicht genug Geld für die Operation hat. Der Doktor fragt ihn, ob er lieber Geld für die Beerdigung von drei Menschen ausgeben wolle. Mein Papa scheint zu überlegen, dann höre ich ihn zu meinem Opa sprechen, ohne dass ich meinen Opa höre. Das muss wohl mit dem Ding passieren, das sie „mobile“ nennen.

Oh weh, da presst sich wieder etwas um uns beide zusammen. Und der Kopf von meiner Schwester drückt sich so doll gegen meinen Unterschenkel, dass ich Angst habe, er wird brechen. Mein Fuß wird immer kälter, vielleicht sterben meine Zehen ab? Ah, endlich lässt der Druck wieder nach. Der Schwindel wird auch wieder besser. Aber jetzt schmecke ich etwas Seltsames auf meiner Zunge. Mein Darm hat sich wohl entleert? Etwas muss jetzt passieren. So kann es nicht weitergehen! Komisch, meine Schwester ist ganz ruhig, merkt sie denn gar nicht, was los ist? Draußen wird immer noch diskutiert, ziemlich laut sogar. Plötzlich wird es leise. Man scheint zu einem Entschluss gekommen zu sein. Eine Schwester sagt meinem Vater, er müsse seinen Daumen auf das Stempelkissen drücken und dann auf ein Stück Papier, um seine Einwilligung zu geben. Endlich!

Jetzt rumpelt es, ich höre Türen quietschen. Meine Mama wird in einen Raum gefahren, den sie „operation theatre“ nennen. Es ist ganz anders hier, viel ruhiger. Aber mein Fuß wird noch kälter. Und wieder presst sich etwas um uns zusammen, diesmal schlimmer als je zuvor. Ich höre meine Mama schreien. Das macht mir Angst. Was wird jetzt passieren? Der Druck lässt nach. Mein Fuß ist noch weiter gerutscht. Richtig kalt ist er. Jetzt fühle ich, wie jemand einen Watte-



Die Weber-Zwillinge im Jahre 1955



Neugeborene Zwillinge auf der Entbindungsstation

bausch mit kalter Flüssigkeit darüber streicht. Das kitzelt vielleicht! Und plötzlich wird es ganz still. Nur eine Schwester spricht mit jemandem, dessen Stimme ich nicht hören kann. Dann sagen mehrere Leute „Amen“. Irgendetwas drückt mir auf den Rücken. Von Minute zu Minute wird es heller um mich. Ich höre Instrumente klicken. Plötzlich wird es eisig kalt auf meinem Rücken, gleichzeitig fasst eine Hand mein Bein und zieht doch tatsächlich meinen Fuß wieder nach oben! Jetzt packt der Doktor auch meinen Bauch und meinen Kopf, und augenblicklich wird es blendend hell um mich herum. Ich mache die Augen auf, muss sie aber sofort wieder zukneifen, weil ich ein solch helles Licht nicht aushalten kann. Und kalt ist es, unheimlich kalt! Nein, ich will wieder zurück in die Gebärmutter, es ist gar nicht schön hier draußen! Ich versuche, mich von der Hand zu befreien, die mich festhält. Aber die Hand ist unerbittlich und zieht mich ganz hinaus. Jetzt stopft man mir etwas Gummiartiges in den Mund, das ein schlürfendes Geräusch macht. Auf einmal merke ich, dass ich atmen kann, ja, atmen muss! Ich ziehe die kalte Luft in meine Lungen, ob ich will oder nicht. Und ich höre einen Schrei aus meiner Kehle kommen. Wie jämmerlich sich das anhört! Ich glaube, ich muss noch etwas üben, damit es besser klingt! Man hantiert mit meiner Nabelschnur, mit der ich so lange gespielt habe, und schneidet sie dann ab!

Der Doktor nimmt mich in beide Hände und legt mich in ein Tuch, das von einer Schwester gehalten wird. Ah, das ist endlich etwas wärmer! Das wurde aber auch Zeit! Wir gehen durch ein paar Türen, und die Krankenschwester legt mich auf einer weichen Unterlage ab. Über mir sehe ich ein schwaches rotes Licht leuchten, und da durchflutet es mich auch schon richtig schön warm, fast so warm wie in der Gebärmutter. Man reibt mich mit einem Tuch ab. Das tut gut. Endlich kann ich aufhören zu schreien. Was wohl mit meiner Schwester passiert? Ach ja, daran habe ich in der Aufregung gar nicht gedacht: Ich bin ja schlussendlich doch der Erste gewesen!“

Ja, so geht es bei uns manchmal zu!

Immer, wenn Frauen mit Zwillingen zur Entbindung kommen, ist das auch für mich etwas Besonderes. Die meisten Zwillinge kommen natürlich ohne Kaiserschnitt zur Welt. Wenn ich den Müttern erzähle, dass ich auch ein Zwilling bin, geht oft ein Lächeln über ihr Gesicht. Das ist eins meiner Ziele auf der Entbindungsstation: dass die Frauen wenigstens einmal lächeln. Normalerweise tun sie das nicht. Sie sind so erzogen, dass sie als Eigentum und Dienerin ihres Ehemannes schweigend und ohne Gefühle zu zeigen ihre Pflicht und Schuldigkeit tun. Das bedeutet, dass sie ihren Mann bedienen, sich um die Kinder kümmern und den Haushalt führen. Und sie sollen eben auch Kinder zur Welt zu bringen, möglichst Jungen, weil die Mädchen einen viel geringeren „Wert“ haben. Oft weinen die Frauen, wenn wir ihnen sagen, dass ihr erstgeborenes Kind ein Mädchen ist.

In unserer ultrakonservativen Gegend werden die Frauen immer noch als Eigentum des Mannes betrachtet. Sie müssen die Burka immer tragen, wenn sie in die Öffentlichkeit wollen, damit kein anderer Mann ihr Gesicht sieht. Die Burka ist oft schwarz, und auch die ursprünglich weißen „dunkeln“ schnell nach. Die Burka wird abgelegt, wenn die Frauen auf den Stationen unter sich sind. Sobald aber ein Mann erscheint, wird sie wieder übergeworfen, was regelmäßig bei den Besuchszeiten geschieht.

Mehrlingsgeburten sind hier häufiger als in Deutschland. Es mag daran liegen, dass häufig unkontrolliert ovulationsfördernde* Medikamente genommen werden. Wird eine jung verheiratete Frau nicht umgehend nach der Hochzeit schwanger, verliert sie an Ansehen, weil ja wohl irgendetwas mit ihr nicht stimmen kann. Da greift man eben schnell zu diesen Medikamenten, die man mühelos ohne Rezept bekommt. Und wenn das auch nicht hilft, kommt man in die Alltagsprechstunde in unser Krankenhaus. An manchen Tagen stellen

sich bis zu einem Drittel der etwa 100 täglichen Ambulanzpatienten wegen Infertilität* bei uns vor. Dabei kommen oft gravierende Wissenslücken über biologische Vorgänge zum Vorschein. Eine unserer ersten Fragen lautet deshalb, ob der Ehemann auch zu Hause wohnt. Gar nicht überrascht sind wir, wenn er schon seit einem halben Jahr in Dubai* arbeitet ...

Soweit der kleine Ausflug in die Zukunft. Gehen wir zurück nach Deutschland und in die Zeit meiner Kindheit. Auch heute noch muss ich immer wieder staunen, wie Gott Steinchen für Steinchen an dem Mosaik meines Lebens gearbeitet hat, damit sein Plan in Erfüllung ging.



Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht,
die Weisheit deiner Wege,
die Liebe, die für alle wacht, anbetend überlege,
so weiß ich, von Bewund' rung voll,
nicht, wie ich dich erheben soll,
mein Gott, mein Herr und Vater!
CHRISTIAN FÜRCHTEGOTT GELLERT (1757)

Jemand spinnt die Fäden

Wie bereitet man sich auf einen Missionseinsatz vor? Eine schwierige Frage, wenn man nicht weiß, was genau auf einen zukommt. Was für ein Glück, dass ich mich um die langfristige Vorbereitung überhaupt nicht kümmern musste! Dafür war ein höherer Dienstgrad zuständig. Gott selbst hatte von Anfang an die Fäden meines Lebens in der Hand.

Fing es vielleicht schon mit der Geburt an? Dadurch, dass ich als zweiter und schwächerer Zwilling immer im Schatten meines Zwilingsbruders stand, entwickelte sich eine gesunde Konkurrenz. Als

Kinder waren wir zwar beide viel zu klein für unser Alter und ich immer noch ein bisschen kleiner und ein bisschen schwächer als mein Bruder. Weil wir beide gute Schüler waren, rieten die Lehrer nach der Grundschule, die damals noch Volksschule hieß, zum Gymnasium. Das wollte mein Vater zunächst nicht, er sei ja auch nicht aufs Gymnasium gegangen. Gott gebrauchte unseren Onkel, um meinem Vater schließlich doch die Erlaubnis abzurufen.

Fast bis zum Abitur immer der Kleinste in der Klasse zu sein, von den „Großen“ immer belächelt, wenn nicht sogar verachtet und „Weberlein“ genannt zu werden, immer als Letzter in eine Mannschaft gewählt zu werden – das prägt. Da kann keine „Hoppla – jetzt komm’ ich“-Mentalität aufkommen, was für die Missionsarbeit ja auch äußerst abträglich wäre.

Nach dem Abitur fällt dann die Entscheidung für das Medizinstudium – gemeinsam mit meinem Bruder, schließlich gehört sich das bei Zwillingen auch so. Er bekommt gleich nach dem Staatsexamen eine Stelle in der Gynäkologie unseres Heimatkrankenhauses, in dem wir lange Zeit vorher geboren wurden. Dort ist auch eine Chirurgiestelle frei. Ob ich da nicht anfangen wolle, fragt er mich. Eigentlich will ich Kinderarzt werden, aber ein bisschen Handwerk kann ja nicht schaden, oder? Um ein Zitat von Blaise Pascal* zu benutzen: Gott hat sicher über meine Pläne gelächelt.

Das bisschen „Handwerk“ fasziniert mich so, dass ich zehn Jahre in der Chirurgie bleibe – eine äußerst wichtige Vorbereitungszeit. Denn zu der Zeit gibt es noch keine endoskopischen* Operationen: Bei einer Blinddarmentzündung oder einer Gallenblasenentfernung wird noch ein großer Schnitt gemacht. Hernien* werden noch nicht mit einem Netz operiert, sondern mit Techniken, die körpereigenes Gewebe verwenden. Keinen blassen Schimmer habe ich zu der Zeit, wie nützlich mir das über ein Vierteljahrhundert später werden sollte.

Denn in unserem Krankenhaus in Pakistan haben wir nur sehr unzuverlässig Strom, oft habe ich im Schein meiner batteriebetriebenen Stirnlampe operiert. Nicht auszudenken, wenn während einer endoskopischen Operation eine Komplikation, zum Beispiel eine Blutung, auftritt und just in dem Moment der Bildschirm schwarz wird! Chirurgische Netze für Bruchoperationen sind zwar erhältlich, aber ziemlich teuer. Unsere überwiegend armen Patienten können sich das meist nicht leisten. In Pakistan gibt es keine gesetzliche Krankenversicherung, alle Patienten sind „Privatpatienten“!

Jemand muss weise vorausgeplant haben – ich jedenfalls war es nicht. Und es kommt noch besser.

Gegen Ende meiner Chirurgiezeit übernehme ich zusätzlich zum Krankenhausdienst Urlaubsvertretungen und hausärztliche Notdienste von niedergelassenen Ärzten. Ein Hauskauf will finanziert werden. Für eine ältere Kollegin springe ich mehrfach ein. Wie erstaunt bin ich, als sie mir nach einiger Zeit lapidar mitteilt: „Sie werden meine Praxis übernehmen und kein anderer!“ Bis dahin hatte ich mir keine Gedanken in dieser Richtung gemacht, die Chirurgie hatte mich völlig in Beschlag genommen.

Gar nicht so schlecht, denke ich mir dann aber, die vielen nächtlichen Operationen gehen doch ganz schön an die Substanz. In einer Praxis ist es sicher viel gemütlicher. – Wenn Gott nicht laut gelacht hat, hat Er sicher wiederum gelächelt.

Vom Regen in die Traufe bin ich da geraten! Hätte ich das vorher gewusst, wer weiß, ob ich mich für die Praxis entschieden hätte! Im Laufe der Zeit stellt sich heraus, dass die Belastung noch höher als im Krankenhaus ist, wohl auch, weil innerhalb kürzester Zeit die Patientenzahlen in die Höhe schnellen. Es fängt damit an, dass ich ja auch eine zweite Facharztprüfung ablegen muss – die für Allgemeinmedizin. Der „praktische Arzt“, also ein Hausarzt ohne Facharztausbil-

dung, ist zu Recht abgeschafft worden. Ich muss ein Jahr in der Inneren Medizin arbeiten – und lerne dabei, die gerade aufgekommene neomodische Ultraschallgeräte zu nutzen. Diese Fertigkeit wird unerlässlich für meinen Job in Pakistan sein, nur dass ich das damals noch nicht wusste. Zwei Jahrzehnte lang schlummert diese Fähigkeit, denn in der Praxis reicht es nicht zur Anschaffung eines damals noch recht teuren Gerätes.

Aber es hat auch sein Gutes: Zwei Jahrzehnte lang kann ich mich darin üben, auch ohne aufwendige technische Hilfsmittel zu einer Diagnose zu kommen. Finger, Stethoskop und Taschenlampe sind die primären diagnostischen Geräte. Wiederum ahne ich nicht, wie wichtig diese Fertigkeiten werden würden.

Ich lerne noch viel mehr: optimales Zeitmanagement, Personalführung, eine Menge Verwaltungskram. Wie verhält man sich in brisanten Situationen? Einmal geht ein psychisch kranker Patient mit einem Schraubenzieher auf mich los, nachdem er in seiner Wohnung sämtliche Elektroleitungen bloßgelegt hat. Ein anderes Mal schlägt ein wütender Patient wild um sich und trifft glücklicherweise nur das Mobiliar. Einmal muss ich sogar mitten in der Nacht die Feuerwehr rufen, um eine Tür aufzubrechen, hinter der ein bewusstloser Patient liegt.

Eine kostbare Zeit, an die ich viele schöne Erinnerungen habe. Ich weiß gar nicht wie mir geschieht, als mir während eines Heimaturlaubs in der Einkaufszone plötzlich ein mir zunächst unbekannter junger Mann voller Freude um den Hals fällt. „Sie sind doch der Dr. Weber! Sie haben mir damals als Kind das Leben gerettet, als Sie als einziger meine Blinddarmentzündung festgestellt haben!“ So etwas hört man natürlich gerne.

Aber nicht immer geht alles glatt. Gottes Vorbereitungen können auch manchmal schmerzhaft sein. Ziemlich schmerzhaft sogar.



Wenn du durchs Wasser gehst, ich bin bei dir,
und durch Ströme, sie werden dich nicht überfluten;
wenn du durchs Feuer gehst,
wirst du nicht versengt werden,
und die Flamme wird dich nicht verbrennen.

JESAJA 43,2

Ziemlich schmerzhaft

Schmeeeeerz! Explosion im Fuß! Brennen! Sägen! Stechen! Hämmern! Hochauflooderndes Feuer! Aaaaaaaaaaarrrrrrr!!! Ich höre mich durch den Operationssaal schreien und kann es beim besten Willen nicht unterdrücken. Schlagartig wache ich aus der Narkose auf, weiß genau, dass ich noch auf dem Operationstisch liege und der Anästhesist ohne Zweifel versäumt hat, mir vor Narkoseende ein Schmerzmittel zu spritzen. Nach der albernen Aufforderung „Herr Dr. Weber, rutschen Sie mal rüber“ werde ich von mehreren kräftigen Händen in ein Bett gezogen. Ich kann noch nicht einmal die Augen öffnen, geschweige denn gezielt andere Muskeln bewegen. Aber die Schmerz-

empfindung ist schon wieder ausgeprägt aktiv, seltsamerweise auch die Stimmbandmuskulatur. Eine Stimme kommt an mein Ohr: „Sie kriegen gleich was.“ Und tatsächlich, einige Zeit später ist das Feuer im Fuß gebändigt, wenn auch nicht ganz gelöscht, aber jetzt zittere ich wie bei einem Anfall. Sind es Minuten, Viertelstunden? Eine weibliche Stimme sagt sanft : „Wir schieben Sie in die Sonne.“ Ich denke: „Auf den Hof?“ Als ich nach einiger Zeit nicht mehr so zittere und eine angenehme Wärme verspüre, kann ich auch schon etwas mit den Augen blinzeln und sehe mein Bett tatsächlich am Fenster in der Sonne stehen – und eine Uhr, die bereits nach zwölf anzeigt. Komisch, vor ein paar Minuten bei der Narkoseeinleitung war es erst acht Uhr. –

Ein denkwürdiger Tagebucheintrag. Ja, so kann es auch einem Chirurgen gehen, wenn er selbst zum Patienten wird. Was war geschehen?

Mein liebstes Hobby ist die Musik. Schon als Kinder bekommen mein Zwillingbruder und ich Klavierunterricht. Natürlich müssen wir uns die Unterrichtsstunden teilen – wie alles andere auch : „Hier ist eine Tafel Schokolade für dich, teile sie mit deinem Bruder.“ Weitere Instrumente kommen hinzu, schließlich noch die Trompete. Riesigen Spaß bereitet es mir, in einem großen Blasorchester mitzuspielen. Auch das Singen macht mir von Kindheit an Freude. In meiner Heimatgemeinde übernehme ich die Leitung des gemischten Chores und singe selbst in einem renommierten Kirchenchor in der Nachbarstadt mit. Dort werden regelmäßig große Konzerte mit Orchesterbegleitung veranstaltet. Unseren Dirigenten muss wohl ein Fieber gepackt haben, denn in einem einzigen Jahr führen wir die vier größten Bachwerke auf: die beiden Passionen, Weihnachtsoratorium – und als Krönung zum Schluss die h-moll-Messe am Ostersonntag. Dieses gewaltige Werk fordert vom Dirigenten ein weises Einsetzen der Ressourcen. Normalerweise steht die Chorplattform an der Rückwand der Kirche, heute will der Dirigent den Chor näher am Orchester haben und lässt das ganze Gerüst einige Meter nach vorne versetzen.

Ein Geländer gibt es nicht, man kann ja aufpassen. Ich stehe im Tenor auf der letzten Stufe. Weil ich mich stark auf die Noten und den Dirigenten konzentriere, passe ich für einen kurzen Moment nicht auf: Plötzlich befinde ich mich im freien Fall und lande hart auf dem drei Meter tieferen Marmorboden. Der Schmerz im Fuß ist fast unerträglich. Die Röntgenaufnahme im Krankenhaus bestätigt die Verdachtsdiagnose: ein komplizierter Fersenbeintrümmerbruch. Operation folgt, siehe oben. Das „Kyrie Eleison!“ des Eingangschores gewinnt neue Aktualität.

Aber bei dieser Operation bleibt es nicht. Monate später kann ich den Fuß immer noch nicht belasten. Eineinhalb Jahre lang laufe ich an Gehstützen („Krücken“ darf man ja nicht mehr sagen), drei weitere Operationen folgen. Schließlich muss das untere Sprunggelenk* versteift werden, wozu eine Knochentransplantation aus dem Beckenkamm notwendig ist.

„Was habe ich verbrochen?“ denke ich. Warum muss ich eine dermaßen schmerzhaft Zeit durchmachen? Will Gott mich für irgendetwas bestrafen?

Die Antwort kommt in Gestalt eines Mitarbeiters einer gesetzlichen Unfallversicherung. Obwohl der Unfall in meiner Freizeit passiert ist, wird er als Arbeitsunfall angesehen. Der Hintergrund: Die Kirche als Veranstalter des Konzerts war erst einige Monate vorher durch eine Gesetzesänderung dazu verpflichtet worden, für alle ehrenamtlichen Mitarbeiter Beiträge in die gesetzliche Unfallversicherung abzuführen, also auch für die Chorsänger. Was zunächst aussieht wie das Erschließen neuer Beitragsquellen für die staatliche Versicherung, erweist sich nun als Segen für meine Situation. Die Abschlussuntersuchung zeigt nämlich, dass der Fuß schief zusammengewachsen ist und ich nun dauernd auf der Fußaußenkante laufe. Dadurch ist eine MdE* von 20 % entstanden, die eine lebenslange Unfallrente zur Folge hat!

Staunend, fast ungläubig nehme ich diese Einzelheiten zur Kenntnis. Nicht nur alle Behandlungen und Hilfsmittel werden übernommen, ich bekomme auch ein kleines zusätzliches finanzielles Polster! Nicht dass ich das zu diesem Zeitpunkt nötig hätte, die Praxis läuft hervorragend. Noch ahne ich nicht, wie willkommen dieses Polster in kurzer Zeit sein wird.

Alles Zufall? Wie blauäugig, so zu denken!





Und ich hörte die Stimme des Herrn, der sprach:
Wen soll ich senden, und wer wird für uns gehen?
Da sprach ich: Hier bin ich, sende mich.

JESAJA 6,8

Von Knall auf Fall

Wie kommt ein doppelt spezialisierter, gut situierter und zufriedener, frei praktizierender Arzt in der zweiten Lebenshälfte dazu, plötzlich alles hinter sich zu lassen? Wie kommt er dazu, dann auch noch in ein verrufenes und für Ausländer extrem gefährliches Land zu gehen, um in einem armseligen Missionskrankenhaus den Rest seiner medizinischen Laufbahn zu verbringen? Ich kann es bis heute nicht erklären und nur staunen, wie ein lange vorausplanender Gott jede Einzelheit vorbereitet, bis sein Plan schließlich in Erfüllung geht.

Wiederum die Musik ist es, die für vielfältige Kontakte zu verschiedenen Gruppen sorgt. Mit Freuden besuche ich jährlich eine Bläserwoche am Starnberger See, die jeweils mit einem Konzert abschließt.

Dort lerne ich eine musikbegeisterte Familie aus Oberfranken kennen, die zu einem kleinen Missionskreis gehört. Gemeinsam bestreiten wir viele Aktivitäten. Wir nehmen an einer evangelistischen Konzertreise nach Frankreich teil, mal spielen wir in Gottesdiensten, auf Bläserwochenenden, in Altenheimen, sogar im Gefängnis. Der Missionskreis organisiert regelmäßig Familienfreizeiten. In einem Jahr geht es nach Serrahn in Mecklenburg-Vorpommern. Natürlich fahre ich mit. Und da passiert es.

Ich genieße die Freizeit in vollen Zügen: Herrliches Sommerwetter, Gelegenheit zum Baden an dem unmittelbar anliegenden See, ausgedehnte Fahrradtouren, jede Menge Spaß miteinander. Wir bilden einen kleinen gemischten Chor neben der unvermeidlichen Bläsergruppe, machen viel Musik miteinander und gestalten einen Gottesdienst in der Ortskirche.

Im Freizeitheim haben wir täglich eine Morgenandacht. Sie wird von einem pensionierten Pfarrer gehalten, der Mitarbeiter einer Missionsgesellschaft ist. Jeden Morgen nach der Andacht stellt er uns einen der Missionare vor, die mit seiner Gesellschaft arbeiten. Sehr interessant, Berichte aus den verschiedenen Erdteilen zu hören; bewundernswert, was diese Leute auf sich nehmen, um ihren Glauben zu bezeugen und Gottes Liebe sichtbar zu machen. Bequem und zudem ungefährlich, wenn man sich aus der Sicherheit einer deutschen Freizeitstätte nur mal informieren lässt. An einem Tag berichtet der Pfarrer von einer Ärztin, die in einem kleinen Missionskrankenhaus in Pakistan seit Jahrzehnten Dienst tut, mitten im Taliban-Gebiet nahe der afghanischen Grenze. Wie üblich liest er Ausschnitte aus ihrem letzten Freundesbrief vor, wie üblich beten die Teilnehmer der Freizeit für die Missionarin und ihre Arbeit. Und wie üblich gehen wir nach der Andacht unseren lieb gewordenen Freizeitaktivitäten nach.

Die Sonne scheint, es weht ein lauer Wind, richtige Urlaubsstim-

mung. Gebadet haben wir schon genug, heute machen wir mal eine Fahrradtour. Es soll die folgenreichste Fahrradtour meines Lebens werden.

Einige Zeit fahre ich neben dem Pfarrer her und unterhalte mich mit ihm. Wie komme ich bloß dazu, ihm zu sagen, dass die Berichte über die Missionare mich sehr beeindruckt haben? Dass ich mir überlegt habe, vielleicht einen kleinen Beitrag zu leisten und irgendwie von hier aus mitzuhelfen? Dass ich mir sogar vorstellen könnte, in meiner Freizeit mal eine Urlaubsvertretung für einen Missionsarzt zu machen?

Diese Worte können doch wohl nicht aus meinem Mund gekommen sein! Solche Gedanken gibt man doch nicht einfach jemand anderem weiter! Ich weiß bis heute nicht, was mich dazu getrieben hat. Oder vielleicht doch – Gott arbeitet schon hinter dem Vorhang!

Der Pfarrer beißt natürlich sofort an. „Das muss ich mir merken!“, sagt er und lässt sich meine Adresse und Telefonnummer geben. Damit scheint die Sache fürs erste vergessen. Wir genießen den Tag und die Gemeinschaft mit den anderen. Nach ein paar Tagen reist der Pfarrer ab. Die Andachten der zweiten Freizeitwoche werden von jemand anderem fortgeführt.

Es geschieht während des Mittagessens an einem der nächsten Tage. Ich werde zum Telefon außerhalb des Speisesaals gerufen. Es ist ja noch nicht das Zeitalter des Smartphones. Erstaunt denke ich: „Wer ruft mich denn hier an? Ich habe doch nur wenigen Leuten erzählt, dass ich hier bin, geschweige denn eine Telefonnummer hinterlassen.“ Ich brauche nicht lange zu rätseln. Es ist der Pfarrer von der vergangenen Woche. Er kommt gleich zur Sache. „Kannst du dich an die Missionsärztin erinnern, die ich letzte Woche vorgestellt habe?“ fragt er. „Natürlich“, sage ich, „die in dem kleinen Krankenhaus an der af-

ghanischen Grenze.“ „Ich wollte dir nur mitteilen, dass uns soeben die Nachricht erreicht hat, dass sie tot in ihrem Bett aufgefunden worden ist. Man vermutet, dass sie an Malaria gestorben ist. Vielleicht muss das Krankenhaus nun geschlossen werden.“

Ich bin wie vom Schlag gerührt. Auch tief betroffen, schließlich wünscht man keinem Missionar ein solches Ende. Plötzliche Todesnachrichten sind für einen Arzt ja wahrlich nichts Aufregendes. Aber nein, es geht tiefer. In meiner ersten Naivität nehme ich an, der Pfarrer bittet auf diese Weise die Freizeitgemeinschaft, für die Situation dort zu beten. Aber ganz tief drinnen ist mir irgendwie unausweichlich klar: Gott meint dich! Er hat dich nicht umsonst auf diese Freizeit kommen lassen! Mit anderen Worten: Gehe nach Pakistan und tritt die Nachfolge für die verstorbene Ärztin an! Und bevor ich den Hörer auflege, weiß ich, dass ein neuer Abschnitt in meinem Leben begonnen hat: der wertvollste und schönste, wenn man mich später fragt.

Meine Gefühle fahren Achterbahn mit mir. Benommen und eines klaren Gedankens unfähig gehe ich in den Speisesaal zurück. Die schlechte Nachricht wird mit Bestürzung aufgenommen und in Gebeten bedacht. Die Freizeit geht jedoch weiter, und nach einiger Zeit geht man zum Tagesprogramm über.

Aber ich nicht. Am liebsten möchte ich mich in meinem Zimmer einschließen und mit keiner Menschenseele sprechen. Zu sehr tobt ein Kampf in meinem Innern. Drei Tage lang halte ich mich von den anderen zurück und kann die Freizeit nicht mehr genießen. Ich hadere sogar mit Gott, dass Er mich vor eine so schwere Entscheidung stellt. Was müsste ich alles regeln, wenn ich tatsächlich gehen sollte! Meine vielen Aktivitäten, eine gut gehende Praxis mit vielen mir ans Herz gewachsenen Patienten, ein sicheres Einkommen, meine Gemeinde – das alles kann man doch nicht so mir nichts dir nichts von heute auf morgen aufgeben! Und dann die Gefahr! Oft liest man von den Aktivi-

täten der Terroristen mit nahezu täglichen Bombenanschlägen in Pakistan! Kann ich das Klima überhaupt vertragen? Sicher muss ich die dortige Sprache lernen – und weiß noch nicht einmal, wie sie heißt. Reicht mein bisschen Schulenglisch fürs erste aus? Und wovon soll ich leben? Finde ich genug Spender, die für meinen Unterhalt dort sorgen? Und außerdem – könnte auch mich die Malaria dort erwischen?

Ich winde und winde mich. Auch nachts komme ich kaum zur Ruhe. Und doch weiß ich im Innern genau, dass alles Wehren vergeblich ist. Wofür, sagt Gott, habe ich dich Medizin studieren lassen? Wofür bekommst du deine Unfallrente? Wofür arbeitet schon ein Jahr lang ein Assistent in deiner Praxis, der die Praxis übernehmen könnte?

Leicht ist es nicht, zu einer Antwort zu kommen. Aber nach drei Tagen habe ich mich zu einem „Ja“ durchgerungen. Oder besser gesagt, Gott hat meinen Willen in Beschlag genommen und mir keine Ausflüchte gelassen.

Ja, ich will gehen.

Wie anders werden die nächsten und letzten Tage der Freizeit! Wie gelöst und beinahe enthusiastisch kann ich die restliche Zeit genießen! Die anfängliche Besorgnis wandelt sich in Begeisterung, ja, in Vorfreude. Die anderen Freizeiteilnehmer unterstützen mich sehr, ermutigen mich und freuen sich mit mir. Der Kreis wird mich ein Leben lang begleiten.



Nimm du mich ganz hin, o Gottessohn,
du bist der Töpfer, ich bin der Ton.
Mach aus mir etwas nach deinem Sinn,
während ich harre, nimm mich ganz hin!

ADELAIDE A. POLLARD, (1907)

Muss das denn alles sein?

Der Pfarrer, der uns in Serrahn die Andachten gehalten und von dem Krankenhaus in Pakistan erzählt hat, ist Mitarbeiter derselben Missionsgesellschaft, der auch meine Vorgängerin angehörte.

Meine nächste Frage ist, ob mich die Missionsgesellschaft überhaupt annimmt. Ich werde zu einem Interview eingeladen und mit offenen Armen willkommen geheißen. Dort gibt es ein Programm für ältere Kurzzeitmitarbeiter, gedacht für rüstige Frührentner, die sich in der Mission nützlich machen wollen. Dieses Programm erfordert nicht die normale längere Vorbereitungszeit, denn die Zeit drängt. Von einem Kurzeinsatz kann aber nicht die Rede sein, und tatsächlich

werde ich kurze Zeit später ein „normaler“ Mitarbeiter.

Man besteht aber darauf, dass ich vor dem medizinischen Einsatz vor Ort erst einen Urdu-Sprachkurs im Lande absolvieren muss, und der nächste fängt erst im kommenden Mai an. So bekomme ich doch noch einige Zeit, um mich ordentlich vorzubereiten.

Da sind dann ja doch einige wichtige Fragen zu klären. Ich hatte mir vorgestellt, mit meinem Praxisassistenten einige Jahre lang zusammen die Praxis zu führen und ihn mehr und mehr zu beteiligen, bis ich mich dann ganz zurückziehen und mich nur noch der Musik widmen könnte. Und wieder muss Gott gelächelt haben.

Nach kurzer Überlegung sagt der Assistent zu, die Praxis sofort zu übernehmen, auch wenn er es sich anders gewünscht hätte. Bis heute bin ich ihm dankbar für diese schnelle Entscheidung. Ein Großteil der Patienten bleiben der Praxis treu, und ich höre im Nachhinein viel Gutes über den neuen Doktor.

Ein weiteres Problem ist die Gesundheit meiner Mutter. Sie hatte vor Jahren eine Magenkrebsoperation, nach der wohl zahlreiche Verwachsungen im Bauchraum entstanden sind. Immer wieder treten Koliken auf, die eine sofortige Behandlung erfordern. Erst vor ein paar Jahren ist meine Mutter in meine Nachbarschaft gezogen und war so froh, dass ich in der Nähe bin. Wie soll ich ihr nur schonend beibringen, dass ich nach Pakistan gehen werde? Ich rechne damit, dass sie in Tränen ausbricht und mich zurückhalten will. Aber es kommt anders. Die Tränen kommen ihr tatsächlich, als sie meine Hand hält und sagt: „Klaus, ich habe das ganze Leben dafür gebetet, dass du einmal in die Mission gehst!“ Und nun ist es an mir, zu weinen. Ich kann sie aber getrost zurücklassen, denn wofür hat man einen Zwillingbruder, der ebenfalls Arzt ist? Er kümmert sich in den nächsten Jahren vorbildlich um sie.

Weil meine aktive Chirurgiezeit nun schon über zwanzig Jahre zurückliegt, entschliefte ich mich, für drei Monate wieder in einem Krankenhaus in der Chirurgie zu arbeiten. Die „handwerklichen“ Fähigkeiten müssen aufgefrischt werden. Dort kann ich fachübergreifend auch bei Kaiserschnitten assistieren, wenn auch nicht selbst operieren.

Die Missionsgesellschaft schickt mich zu einigen Vorbereitungskursen. Ich lerne viel über fremde Kulturen und Anpassungsstrategien. Ich muss einen Einführungskurs darüber machen, wie man am effektivsten eine Fremdsprache erlernt. Auch ein vierwöchiger Kurs in Tropenmedizin ist obligat, den ich allerdings erst nach dem Sprachstudium in Pakistan absolvieren kann.

Die Ausreise naht. Meine Heimatgemeinde gestaltet einen bewegenden Aussendungsgottesdienst. Die Schlange der Leute, die sich am Ausgang von mir verabschieden wollen, ist schier endlos. Viele ehemalige Patienten und auch Kollegen sind darunter.

Und dann ist es endlich so weit. Der Tag der Abreise ist gekommen. Als ich in die Abflughalle des Düsseldorfer Flughafens komme, erwartet mich noch eine Überraschung: Einige junge Leute aus meiner Gemeinde haben es sich nicht nehmen lassen, trotz der frühen Morgenstunde zum Flughafen zu kommen und mir das Geleit zu geben!

Doch in das Flugzeug steige ich alleine. Wirklich alleine? Nein, denn ich habe den besten und kompetentesten Begleiter an meiner Seite: meinen himmlischen Vater.